

# DAS MAGAZIN FÜR BUSINESS & BILDUNG

40

2014

magazin.buhr-team.com

**Dr. Auma Obama:  
„Handel statt Hilfe  
– dann entdecken  
Menschen ihre  
Ressourcen!“**

„Vertriebsführung wird immer  
anspruchsvoller“

Andreas Buhr im Interview



S. 20

xxx

von Dr. Christiane Gierke



S. 12

“Das Einzige, über das der Zufall  
keine Kontrolle hat, ist Ihr  
Verhalten“

Interview mit Kabarettist Vince Ebert



S. 16

# „Trade – not Aid! Menschen müssen das Selbstbewusstsein erhalten, sich selbst helfen zu können!“

*Dr. Auma Obama ist weltweit begehrte Vortragsrednerin zu den Themen ökologische, ökonomische und soziale Nachhaltigkeit, und Gründerin sowie Vorstand der Jugendstiftung Sauti Kuu, die auf Hilfe durch Selbsthilfe setzt. Auch Sie setzt auf ihre eigene Stärke, ihr Können und ihre eigene Stimme, um etwas zu bewegen – und nicht auf die Hilfe ihres Bruders, US-Präsident Barack Obama. Ihre Arbeit fokussiert mit der Frage „Are you a victim or are you a victor?“ auf das Bewusstsein, dass Menschen, auch die Ärmsten, ihr eigenes Schicksal aktiv gestalten können und wollen. Das Magazin für Business und Bildung im Gespräch mit einer beeindruckenden Frau.*

Frau Dr. Obama, Afrika ist als Kontinent unfassbar reich an Bodenschätzen, landschaftlicher Schönheit und wunderbaren Menschen – und doch stehen viele afrikanische Länder am untersten Ende der wirtschaftlichen Skala, des Bildungsniveaus und der sozialen Gerechtigkeit. Worin gründet diese Diskrepanz Ihrer Meinung nach?

Auma Obama: Afrika ist ein riesiger Kontinent, der die gesamte Bandbreite der Licht- und Schattensei-

ten unserer Welt in sich vereint. Afrika mit seinen unzähligen Sprachen, Kulturen und Traditionen kann man nicht als Ganzes sehen. Es überwiegt das eine, auch medial unterstützte, Bild von Afrika: Armut, Kriege, Naturkatastrophen. Doch erst wenn man anfängt, sich ernsthaft mit den einzelnen Ländern Afrikas zu befassen, erfährt man die Vielfältigkeit dieses Kontinents. Dann kann man nicht von einem „vergessenen Kontinent“ sprechen!

„Trade – not aid“ haben Sie in einer Ihrer vielbeachteten Reden gefordert. Sie setzen sich für den „Real Trade“ ein.

Obama: Ja, ganz recht! Philanthropie ist noch keine Basis nachhaltiger Entwicklung. Und auch die sogenannte „Entwicklungshilfe“ nicht. Nachhaltige Entwicklung muss innerhalb der ökonomischen Strukturen vor Ort geschehen. Es gibt diesen Spruch: „Gib jemand einen Fisch, und er hat einen Tag zu essen. Gib ihm eine Angel, und er kann sich jeden Tag einen Fisch fangen“. Ich sage: „Fragt doch erstmal, ob er überhaupt Fisch isst!“ Hier fehlt oft die Augenhöhe. Ich glaube, dass die Bedingungen des wirtschaftlichen Umgangs des Westens mit den sogenannten Entwicklungsländern von beiden Seiten bestimmt werden müssen. Es darf nicht nur einseitig bestimmt werden, wie man miteinander Geschäfte macht. Man muss den wahren Wert der Produkte und der Leistungen des Menschen anerkennen, akzeptieren und bezahlen. Unabhängig von den Bedürfnissen der Konsumenten. Es geht letztendlich darum, dass die Menschen als ein Teil der Wertschöpfungskette ernst genommen werden. Hier geht es gar nicht um „Aid“, sondern schlicht und einfach um „Trade“. Nur so kann es „Real Trade“ geben.

Sie rütteln aber auch die Menschen in den afrikanischen Ländern auf und fragen: „Wollt Ihr Opfer sein, auf deren Rücken gehandelt wird, oder wollt Ihr selbstbewusst sein und für Euch selbst handeln?“ Ressourcen sind ja da – doch wie können die Menschen sie (wieder) entdecken?

Obama: Die Hauptarbeit meiner Stiftung, Sauti Kuu, findet in ländlichen Gebieten statt. Dort ist es leider so, dass die Menschen die Vorstellung haben, dass sie nur erfolgreich sind, wenn sie einen Bürojob haben und in der Stadt arbeiten können. Sie verlassen deswegen ihre Bauernhöfe, kehren Ihrer wertvollsten Ressource – dem Land – den Rücken, gehen in die Stadt und landen dann dort meist als

Arbeitslose in den Slums. Wenn sie jedoch die vorhandenen Ressourcen gezielt und verantwortungsvoll nutzen, verbessern sie ihre finanzielle Situation und ihren Lebensstandard selbsttätig. Was übrigens auf eines unserer großen Ziele hinarbeitet: Dass gerade junge Menschen nicht glauben müssen, sie sollten ihr Heil darin suchen, in lebensgefährlichen Booten über die Meere in die Industrienationen zu flüchten. Sondern dass sie lernen, ihre eigenen Ressourcen zu nutzen, um vor Ort kleine Unternehmungen aufzubauen, die ihren Lebensstandard und den ihrer Familien verbessern. Sauti Kuu hilft ihnen mit technischem Know-How und finanzieller Unterstützung.

**Bildung ist oft ein Weg nach Vorne und nach Oben. Sie selbst haben bereits zu Jugendzeiten in Kenia das Privileg genossen und sich erarbeitet, gute Schulen zu besuchen – und konnten dann in Deutschland studieren und promovieren. Worin unterscheiden sich Kenia und Deutschland sich Ihrer Erfahrung nach da?**

Obama: In Deutschland hängen das Lebensgefühl der Menschen und der Rang in der Gesellschaft entscheidend von der beruflichen Stellung des Einzelnen ab. In Kenia ist das anders. Man identifiziert sich nicht allein über Arbeit, sondern auch über Familie, Kinder, Herkunft, die eigene Kultur und Traditionen. Die Arbeit kann jederzeit verlorengehen. Was bleibt dann noch? In Deutschland hat Arbeit mit Pflicht zu tun, mit der eigenen Ehre und Identität. In Kenia arbeitet man, aber definiert und identifiziert sich weniger darüber. Was ein Problem sein kann, da es nicht gleich dem eigenen Ruf schadet, wenn die Arbeit weniger gut erledigt wird. Ich wünsche mir hier von meinen Landsleuten manchmal ein bisschen mehr deutsches Pflichtgefühl.

**Da sind wir beim Punkt der kulturellen Identität. Scheint es nur so, dass sich in vielen zumindest der wirtschaftlich stärkeren afrikanischen Länder**

**eine Verstärkung oder Rückbesinnung auf die eigene Kultur, auf die eigenen Lebenswege abzeichnet?**

Obama: Ich denke, das ist so. Zwar gibt es immer noch unter vielen, gerade auch jungen, Menschen, den Wunsch auszuwandern. Aber er ist sicher nicht mehr so stark wie früher festzustellen. Vielen denken zwar immer noch, dass „der Westen“ das gelobte Land ist, aber daneben hat ein Kulturwechsel – oder vielmehr: eine Kulturstärkung stattgefunden. Es ist auch der Wunsch gewachsen, Einheimisches zu pflegen und daran festzuhalten. Ein Beispiel: In meiner Jugend wurde mit Vorliebe ausländische, speziell amerikanische Musik gehört. Inzwischen gibt es eine große ostafrikanische Musikindustrie, bei Filmen und Büchern ist es genauso. Die jungen Afrikaner gehen selbstverständlicher mit ihrer eigenen Identität um. Vielleicht fällt mir dies besonders auf, weil Menschen wie ich, die weggegangen und zurückgekommen sind, sich wohler in ihrer eigenen Identität gefühlt haben. Wir fingen an, ein stärkeres Bewusstsein dafür zu entwickeln, was man eigentlich an sich selbst hat.

**In Ihrem Buch „Das Leben kommt immer dazwischen“ beschreiben Sie, wie Sie seit Ihrer Mädchenzeit gekämpft haben, um sich selbstständig für Ihren Lebensweg zu entscheiden und diesen auch gehen können. Ist dieses Selbstbewusstsein auch ein Ziel, dass Sie mit den Kindern und Jugendlichen erreichen wollen, die Sie mit Ihrer Stiftung „Sauti Kuu“ unterstützen?**

Obama: Viele junge Menschen haben heute, wie ich damals auch, zu kämpfen – besonders Mädchen. Was sie aber heute mehr als je verstehen müssen, ist dass sie ihr Schicksal in die eigene Hand nehmen müssen. Sie haben mehr Möglichkeiten und benötigen nur etwas Unterstützung, dies zu tun. Bei der Arbeit von Sauti Kuu geht es in erster Linie, wir arbeiten ja mit den Ärmsten der Armen, allerdings oft noch um vitale Bedürfnisse: Wenn man nichts zu

Essen hat oder nicht in die Schule gehen kann, geht es darum, Überlebensstrategien zu entwickeln. Worauf wir uns konzentrieren, ist, mit den Jugendlichen am Aufbau ihres Charakters zu arbeiten, damit sie aus eigener Kraft etwas aus ihren Leben machen! Und dazu gehört auch Selbstbewusstsein, ja! Dafür bieten wir beispielsweise Sportprogramme an, denn Sport gibt das Gefühl für den eigenen Körper, für die eigene Stärke, für Erfolge, die ich selbst erringen kann. Das stärkt das Selbstbewusstsein.

**Wie kann man generell den Jugendlichen helfen, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen?**

Obama: Indem man ihnen zuhört, über Identität und Selbstbewusstsein redet und sie provoziert, Stellung zu nehmen. Viele wissen gar nicht, dass sie eine Stimme haben, und das Recht auf eine eigene Meinung. Es geht dabei auch darum, den Charakter zu entwickeln. Sie müssen lernen, die Opferrolle abzulegen, in der sich viele sehen. Die jungen Menschen sollen verstehen, dass sie ihr Schicksal in die eigene Hand nehmen müssen.

Sie merken dann, dass sie, wenn sie selbst mitwirken, viel mehr erreichen können. Nur dann sind sie motiviert und arbeiten hart. Sie brauchen aber die Möglichkeiten dazu und unsere Unterstützung. Wir fördern und fordern. Sauti Kuu heißt auf Kiswahili „Starke Stimmen“. Wir versuchen, jungen Leuten Mut zu machen, damit sie sich selbstbewusst in eigener Verantwortung etwas aufbauen. Zugleich sollten sie lernen, dass ihr Land eine äußerst wertvolle Ressource ist. Ein Schatz, der, wenn man ihn gut pflegt, langfristig auch wirtschaftliche Sicherheit bietet! Die jungen Leute müssen lernen, dass sie nicht nur ein Recht haben auf ein besseres Leben, sondern auch dass sie selbst etwas dafür tun können und müssen. Sie müssen von der Haltung wegkommen, dass sie wieder im Elend versinken, sobald die Hilfe von außen wegbricht. Menschen können bedürftig sein, hilflos sind sie deswegen noch lange nicht!

**Ein wahres, wichtiges Wort! Sie berühren das Leben anderer Menschen. Mit der Entwicklung Ihres Bruders Barack Obama zum mächtigsten Staatsmann der Welt wurde auch Ihr eigenes Leben tangiert. Was bedeutet das für Sie?**

Obama: Sie interviewen mich. Das würden Sie vielleicht sonst nicht tun. Ich bin mir bewusst, dass dies eine große Verantwortung ist. Ich bin als Keynote-Speakerin auf der ganzen Welt gefragt – und halte Vorträge auf großen Wirtschaftskonferenzen und Unternehmerforen. Damit kann ich selbst anderen eine „starke Stimme“ geben.

**Glauben Sie, dass afrikanische Länder aus den Problemen der rein auf Wachstum setzenden Industrieländer lernen können? Wirtschaftliches Wachstum an sich ist, so haben wir in den letzten Jahrzehnten bitter gelernt, noch kein alleiniger Wert – wenn dabei Ressourcen, Natur, Menschen zerstört werden.**

Obama: Ich kann nicht für ganz Afrika reden. Jedes Land hat eine andere wirtschaftliche Situation. Aber wir alle, auch die Industrieländer, können voneinander lernen. Denn wir haben überall mit den Folgen dessen zu tun, wie wir mit der Natur und der Erde umgehen. Wie wir chemischen Dünger und Pestizide einsetzen, wie wir die Ressourcen ausnutzen und das Wasser verschmutzen. Es bedarf nicht nur in Afrika, sondern global einen Mentalitätswechsel. Denn kein Land und auch kein Kontinent kann Probleme wie Energie-, Ernährungs- und Ressourcensicherheit alleine lösen!

**Ja, denn die Welt ist „kleiner geworden“. Aktuell: Die tragische Situation nach dem (erneuten) Ebola-Ausbruch wird mit Sicherheit Auswirkungen auf die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit den meisten afrikanischen Ländern haben – es zeigen sich ja bereits erste ökonomische Auswirkungen –, auch wenn nur bestimmte Gebiete im Kern betroffen sind. Was ist das Beste, was jetzt**



**zu tun ist? Gibt es auch Auswirkungen auf Ihre persönliche Stiftungs-Arbeit, etwa für Projekte oder Förderzusagen?**

Obama: Das Beste, was man tun kann, ist gemeinsam daran zu arbeiten diese schreckliche Krankheit zu besiegen. Was „den Westen“ angeht, gilt es, besonders in den Medien, die Menschen akkurat aufzuklären. Man muss die falsche Vorstellung abbauen, dass der ganze Kontinent von dieser Krankheit betroffen ist, und deshalb eine Gefahr für Europa und den Westen darstellt. Was die Entfernung zu den betroffenen Ländern angeht, ist die Gefahr, sich in Kenia mit Ebola zu infizieren, genau so groß oder klein wie in Deutschland. Da werden medial große Ängste geschürt, weil sich schlechte Nachrichten eben besser verkaufen. Doch die Unterstützung unserer Stiftungsarbeit wird zum Glück nicht durch diese Angst beeinflusst.

**Am Schluss noch eine persönliche Frage: Was ist Ihr ganz großes Ziel im Leben, Ihr Leitstern, Ihre Vision?**

Obama: Ich möchte meinen Teil dazu beitragen, das Leben benachteiligter Kinder und Jugendlicher weltweit zu verbessern.

**Frau Dr. Obama, wir danken für dieses Gespräch!**

